



### Der Mordanschlag

Laurica, meine Cousine, und ich waren unzertrennliche Spielgefährten. Sie war die jüngste Tochter der Tante Sophie vom Nebenhaus, aber vier Jahre älter als ich. Der Gartenhof war unsere Domäne. Laurica achtete darauf, daß ich nicht auf die Straße lief, aber der Gartenhof war groß, und da durfte ich

37

überall hin, nur auf den Rand des Ziehbrunnens durfte ich nicht klettern, da war ein Kind einmal hineingefallen und ertrunken. Wir hatten viele Spiele und verstanden uns gut, es war, als ob der Altersunterschied zwischen uns nicht bestünde. Wir hatten gemeinsame Verstecke, die wir niemandem verrieten, und hoben da kleine Gegenstände zusammen auf, und was immer einer hatte, gehörte auch dem anderen. Wenn ich ein Geschenk bekam, lief ich gleich damit davon und sagte: »Ich muß es Laurica zeigen!« Wir berieten dann darüber, in welches Versteck es käme, und stritten nie. Ich tat, was sie wollte, sie tat, was ich wollte, wir liebten uns so, daß wir immer dasselbe wollten. Ich ließ sie nicht fühlen, daß sie bloß ein Mädchen und ein jüngstes Kind war. Seit der Geburt meines Bruders und seit ich Hosen trug, war ich mir meiner Würde als ältester Sohn sehr bewußt. Vielleicht half das dazu, den Altersunterschied zwischen uns auszugleichen.

Dann kam Laurica in die Schule und blieb den Vormittag weg. Sie ging mir sehr ab. Ich spielte allein und wartete auf sie, und wenn sie nach Hause kam, fing ich sie gleich beim Tor ab und fragte sie aus, was sie in der Schule getan hätte. Sie erzählte mir davon, ich stellte es mir vor und sehnte mich danach, in die Schule zu gehen, um mit ihr zu sein. Nach einiger Zeit kam sie mit einem Schreibheft zurück, sie lernte lesen und schreiben. Sie schlug es feierlich vor meinen Augen auf, es enthielt Buchstaben in blauer Tinte, die mich mehr faszinierten als alles, was ich je gesehen hatte. Aber als ich es berühren wollte, wurde sie plötzlich ernst. Sie sagte, das dürfe ich nicht, das dürfe nur sie, es sei ihr verboten, das Heft aus der Hand zu geben. Ich war von dieser ersten Weigerung tief betroffen. Aber alles, was ich unter zärtlichen Bitten von ihr erlangte, war, daß ich mit Fingern auf Buchstaben zeigen durfte, ohne sie zu berühren, dabei fragte ich, was sie bedeuten. Dieses eine Mal antwortete sie mir und gab mir Auskunft, aber ich merkte, daß sie nicht sicher war und sich widersprach, und da ich über das Zurückhalten des Heftes gekränkt war, sagte ich: »Du weißt es gar nicht! Du bist ein schlechter Schüler!« Seither hielt sie die Hefte immer von mir fern. Sie hatte deren bald viele, um jedes dieser Hefte beneidete ich sie, sie wußte es wohl, und ein schreckliches Spiel begann. Sie veränderte sich ganz und gar zu mir und ließ mich meine Kleinheit fühlen. Tag für Tag ließ sie mich um die Hefte betteln, Tag für Tag

38

versagte sie sie mir. Sie verstand es, mich hinzuhalten und die Quälerei zu verlängern. Ich wundere mich nicht, daß es zur Katastrophe kam, wenn auch niemand die Form, die sie annahm, vorausgesehen hätte.

Am Tag, den keiner in der Familie je vergaß, stand ich wie immer beim Tor und wartete auf sie. »Laß mich die Schrift sehen«, bettelte ich, kaum war sie erschienen. Sie sagte nichts, ich wußte, jetzt ging es wieder los und niemand

hätte uns in diesem Augenblick voneinander trennen können. Sie legte das Ränzel langsam ab, holte die Hefte langsam heraus, blätterte langsam darin und hielt sie mir dann blitzrasch vor die Nase. Ich griff danach, sie zog sie zurück und sprang davon. Aus der Ferne hielt sie mir ein offenes Heft entgegen und rief: »Du bist zu klein! Du bist zu klein! Du kannst noch nicht lesen!« Ich versuchte sie zu fangen, rannte ihr überall hin nach, ich bettelte, ich flehte um die Hefte. Manchmal ließ sie mich ganz nah an sich herankommen, so daß ich die Hefte schon zu fassen glaubte, und entzog sie und sich im letzten Augenblick. Durch geschickte Manöver gelang es mir, sie in den Schatten einer nicht sehr hohen Mauer zu jagen, von wo sie mir nicht mehr entkommen konnte. Da hatte ich sie nun und schrie in höchster Erregung: »Gib sie mir! Gib sie mir! Gib sie mir!«, womit ich die Hefte wie die Schrift meinte, beides war für mich eins. Sie hob die Arme mit den Heften hoch über den Kopf, sie war viel größer als ich, und legte sie oben auf die Mauer hin. Ich kam nicht hinauf, ich war zu klein, ich sprang und sprang und japste, es war umsonst, sie stand daneben und lachte höhnisch. Plötzlich ließ ich sie stehen und ging den langen Weg ums Haus herum in den Küchenhof, um das Beil des Armeniers zu holen, mit dem ich sie töten wollte.

Da lag das aufgeschichtete, zerhackte Holz, die Axt lag daneben, der Armenier war nicht da, ich hob die Axt hoch und sie gerade vor mir herhaltend, marschierte ich den langen Weg in den Gartenhof zurück, mit einem Mordgesang auf den Lippen, den ich unaufhörlich wiederholte: »Agora vo matar a Laurica! Agora vo matar a Laurica!« - »Jetzt werde ich Laurica töten! Jetzt werde ich Laurica töten!«

Als ich zurückkam und sie mich sah, das Beil in beiden Händen vor mir hochhaltend, rannte sie kreischend davon. Sie kreischte so laut, als hätte ich mit dem Beil schon zugeschlagen und sie getroffen. Sie kreischte, ohne einmal abzusetzen, und

übertönte mit Leichtigkeit meinen Kriegsruf, den ich unaufhörlich, entschlossen, aber nicht besonders laut, vor mich hersagte: »Agora vo matar a Laurica!«

Der Großvater stürzte aus seinem Haus heraus, mit einem Spazierstock bewaffnet, rannte auf mich zu, riß mir das Beil aus der Hand und herrschte mich zornig an. Nun belebten sich alle drei Häuser um den Gartenhof, aus jedem traten Leute, der Vater war verreist, aber die Mutter war da, man trat zu einem Familienrat zusammen und beriet über das mörderische Kind. Ich konnte lange beteuern, daß Laurica mich bis aufs Blut gepeinigt habe, daß ich mit fünf Jahren zur Axt gegriffen hatte, um sie zu töten, war für alle unfassbar, ja daß ich auch nur imstande gewesen war, die schwere Axt so vor mir herzutragen. Ich glaube, man begriff, daß es mir so sehr um die Schrift zu tun war, es waren Juden, und die »Schrift« bedeutete ihnen allen viel, aber es mußte etwas sehr Schlechtes und Gefährliches in mir sein, das mich dazu bringen konnte, meine Spielgefährtin ermorden zu wollen.

Ich wurde schwer gestraft, aber die Mutter, die selbst sehr erschrocken war, tröstete mich doch und sagte: »Bald wirst du selber lesen und schreiben lernen. Du mußt nicht warten, bis du in der Schule bist. Du darfst es schon vorher lernen.«

Den Zusammenhang meiner Mordabsicht mit dem Schicksal des Armeniers erkannte niemand. Ich liebte ihn, seine traurigen Lieder und Worte. Ich liebte das Beil, mit dem er Holz hackte.

## Teil 2 MANCHESTER

### Tapeten und Bücher Spaziergang an der Mersey

Während einiger Monate nach seinem Tod schlief ich im Bett des Vaters. Es war gefährlich, die Mutter allein zu lassen. Ich weiß nicht, wer auf den Gedanken kam, mich zum Wächter ihres Lebens einzusetzen. Sie weinte viel, und ich horchte auf ihr Weinen. Ich konnte sie nicht trösten, sie war untröstlich. Aber wenn sie aufstand und sich ans Fenster stellte, sprang ich auf und stellte mich neben sie. Ich umklammerte sie mit meinen Armen und ließ sie nicht los. Wir sprachen nicht, diese Szenen spielten sich nicht in Worten ab. Ich hielt sie sehr fest, und wäre sie zum Fenster hinausgesprungen, sie hätte mich mitziehen müssen. Sie hatte nicht die Kraft, mich mit sich umzubringen. Ich spürte das Nachlassen ihres Körpers, wenn die Spannung wich und sie sich von der Verzweigung ihres Entschlusses mir zuwandte. Sie drückte meinen Kopf gegen sich und schluchzte lauter. Sie hatte gedacht, daß ich schlafe, und gab sich Mühe, so leise zu weinen, daß ich nicht davon erwache. Sie merkte nicht, daß ich heimlich wachte, so sehr war sie mit ihrem Schmerz beschäftigt, und wenn sie ganz still aufstand und sich ans Fenster schlich, war sie sicher, daß ich fest schlief. Jahre später, wenn wir über diese Zeit sprachen, gestand sie, daß sie jedesmal überrascht war, als ich gleich neben ihr stand und sie mit meinen Armen umschlang. Sie konnte mir nicht entkommen, ich gab sie nicht her. Sie ließ sich von mir zurückhalten, aber ich spürte, daß ihr meine Wachsamkeit lästig war. In keiner Nacht versuchte sie es mehr als einmal. Nach der Aufregung schliefen wir beide erschöpft ein. Allmählich bekam sie eine Art von Respekt für mich, und sie begann mich in vielem wie einen Erwachsenen zu behandeln. Nach einigen Monaten übersiedelten wir aus dem Haus in der Burton Road, wo mein Vater gestorben war, in die Palatine Road zu ihrem älteren Bruder. Das war ein großes Haus mit vielen Menschen, und die akute Gefahr war vorüber.

Aber die Zeit vorher in der Burton Road bestand nicht nur aus den furchtbaren nächtlichen Szenen. Tagsüber ging es gedämpft und ruhig zu. Gegen Abend aßen die Mutter und ich an einem kleinen Spieltisch im gelben Salon zu Nacht. Das Tischchen, das eigens dafür hereingebracht wurde - es gehörte nicht eigentlich zum Salon -, war für uns zwei gedeckt. Es gab einen kalten Imbiß, der aus lauter kleinen Leckerbissen bestand, immer war es dasselbe: weißer Schafskäse, Gurken und Oliven, wie in Bulgarien. Ich war sieben, die Mutter war damals siebenundzwanzig. Wir führten ein gesittetes, ernstes Gespräch, es war sehr still, kein Lärm wie im Kinderzimmer, die Mutter sagte zu mir: »Du bist mein großer Sohn«, und erfüllte mich mit der Verantwortung, die ich nachts für sie fühlte. Den ganzen Tag sehnte ich mich nach diesen Abendmahlzeiten. Ich bediente mich selbst, nahm wie sie nur wenig auf meinen Teller, alles spielte sich in sachten, abgezirkelten Bewegungen ab, aber so sehr ich mich der Bewegungen meiner Finger damals entsinne, worüber wir sprachen, das weiß ich nicht mehr, ich habe es bis auf den einen häufig wiederholten Satz: »Du bist mein großer Sohn«, vergessen. Ich sehe das schwache Lächeln der Mutter, wie sie sich zu mir neigte, die Bewegungen ihres Mundes, wenn sie sprach, nicht leidenschaftlich wie sonst, sondern zurückhaltend, ich glaube, daß ich während dieser Mahlzeiten keinen Schmerz in ihr fühlte, vielleicht war er gelöst durch meine verständige Gegenwart. Einmal erklärte sie mir etwas über Oliven.

Die Mutter hatte mir vorher nicht sehr viel bedeutet. Ich sah sie nie allein. Wir waren unter der Obhut einer Gouvernante und spielten immer im Kinderzimmer oben. Meine Brüder waren vier und fünfeinhalb Jahre jünger als ich. Georg, der kleinste, hatte einen kleinen Käfig für sich. Nissim, der mittlere, war verrufen für seine Streiche. Kaum ließ man ihn allein, stellte er etwas an. Er drehte den Wasserhahn im Badezimmer an, und Wasser floß schon die Treppe zum Parterregeschoß hinunter, bevor man es bemerkte; oder er rollte das Klosettpapier auf, bis der Gang oben von Papier ganz bedeckt war. Er erfand immer neue und schlimmere Streiche, und da nichts ihn davon abzubringen vermochte, hieß er nur noch »the naughty boy«. Ich war der einzige, der in die Schule ging, zu Miss Lancashire

in die Barlowmore Road, von dieser Schule will ich später berichten.

Zu Hause im Kinderzimmer spielte ich meist allein. Eigentlich spielte ich wenig, ich sprach zu den Tapeten. Die vielen dunklen Kreise im Tapetenmuster erschienen mir als Leute. Ich erfand Geschichten, in denen sie vorkamen, teils erzählte ich ihnen, teils spielten sie mit, ich hatte nie genug von den Tapetenleuten und konnte mich stundenlang mit ihnen unterhalten. Wenn die Gouvernante mit den beiden kleinen Brüdern ausging, trachtete ich allein bei den Tapeten zurückzubleiben. Ihre Gesellschaft war mir die liebste, jedenfalls lieber als die der kleinen Brüder, bei denen gab es immer dumme Aufregungen und Störungen wie die Streiche Nissims. Wenn die Kleinen in der Nähe waren, flüsterte ich bloß zu den Tapetenleuten; war die Gouvernante anwesend, so dachte ich mir meine Geschichten nur aus und bewegte zu ihnen nicht einmal die Lippen. Aber dann verließen sie alle das Zimmer, ich wartete ein bißchen und legte ungestört los. Bald ging es laut und aufgeregt zu, ich weiß nur so viel, daß ich die Tapetenleute zu kühnen Taten zu bereden versuchte, und wenn sie sich weigerten, ließ ich sie meine Verachtung fühlen. Ich munterte sie auf, ich beschimpfte sie, allein hatte ich immer ein wenig Angst, und was ich selber empfand, schrieb ich ihnen zu, sie waren die Feigen. Aber sie spielten auch mit und gaben eigene Sätze von sich. Ein Kreis an einer besonders auffälligen Stelle widersetzte sich mir mit eigener Beredsamkeit, und es war kein kleiner Triumph, wenn es mir gelang, ihn zu überreden. Ich war in einer solchen Auseinandersetzung mit ihm begriffen, als die Gouvernante unerwartet früh zurückkam und Stimmen im Kinderzimmer hörte. Sie trat rasch ein und ertappte mich, mein Geheimnis war entdeckt, von da ab wurde ich auf die Spaziergänge immer mitgenommen, man hielt es für ungesund, mich so viel allein zu lassen. Mit der lauten Tapetenherrlichkeit war es aus, aber ich war zäh und gewöhnte mich daran, meine Geschichten still auszudrücken, auch wenn die kleinen Brüder im Zimmer waren. Ich brachte es fertig, mit ihnen zu spielen und mich zugleich auf die Tapetenleute zu beziehen. Nur die Gouvernante, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, mir diese ungesunden Neigungen ganz abzugewöhnen, lähmte mich, in ihrer Gegenwart verstummten die Tapeten.

Die schönsten Gespräche zu dieser Zeit führte ich aber mit meinem wirklichen Vater. Morgens, bevor er in sein Büro ging, kam er zu uns ins Kinderzimmer und hatte für jeden von uns besondere, treffende Sätze. Er war hell und lustig und erfand immer neue Späße. Morgens dauerten sie nicht lang, es war vor dem Frühstück, das er unten im Speisezimmer mit der Mutter einnahm, und er hatte die Zeitung noch nicht gelesen. Aber abends kam er mit Geschenken, er brachte jedem etwas mit, keinen einzigen Tag kam er heim, ohne Geschenke für uns mitzubringen. Dann blieb er länger und turnte mit uns. Sein Hauptspaß war, uns alle drei auf seinen ausgestreckten Arm zu stellen. Die beiden Kleinen hielt er dabei fest, ich mußte es lernen, frei zu stehen, und obwohl ich ihn liebte wie keinen Menschen, hatte ich vor diesem Teil der Operation immer ein wenig Angst.

Einige Monate nachdem ich in die Schule gekommen war, geschah etwas Feierliches und Aufregendes, das mein ganzes weiteres Leben bestimmte. Der Vater brachte ein Buch für mich nach Hause. Er nahm mich allein in ein hinteres Zimmer, in dem wir Kinder schliefen, und erklärte es mir. Es war »The Arabian Nights«, »Tausendundeine Nacht« in einer Ausgabe für Kinder. Auf dem Einband war ein buntes Bild, ich glaube von Aladin mit der Wunderlampe. Er sprach sehr aufmunternd und ernst zu mir und sagte, wie schön es wäre zu lesen. Er las mir eine Geschichte vor: so schön wie diese seien auch alle anderen Geschichten im Buch. Ich solle nun versuchen, sie zu lesen, und ihm am Abend immer erzählen, was ich gelesen hätte. Wenn ich das Buch fertig hätte, werde er mir ein anderes bringen. Ich ließ mir das nicht

zweimal sagen, und obwohl ich in der Schule eben erst lesen gelernt hatte, machte ich mich über das wunderbare Buch gleich her und hatte ihm jeden Abend etwas zu berichten. Er hielt sein Versprechen, immer war ein neues Buch da, keinen einzigen Tag mußte ich mit meiner Lektüre aussetzen.

Es war eine Reihe für Kinder, alle im selben quadratischen Format. Sie unterschieden sich nur durch das farbige Bild auf dem Deckel. Die Lettern waren in allen Bänden gleich groß, es war, als lese man im selben Buch immer weiter. Aber was war das für eine Reihe, es hat nie ihresgleichen gegeben. An alle Titel kann ich mich erinnern. Nach >Tausendundeine Nacht< kamen Grimms Märchen; Robinson Crusoe; Gullivers Travels; Tales from Shakespeare; Don Quijote; Dante; Wilhelm Tell- Ich frage mich, wie es möglich war, Dante für Kinder zu bearbeiten. In jedem Band gab es mehrere farbige Bilder, aber ich mochte sie nicht, die Geschichten waren viel schöner, ich weiß nicht einmal, ob ich die Bilder heute erkennen würde. Es wäre leicht zu zeigen, daß fast alles, woraus ich später bestand, in diesen Büchern enthalten war, die ich dem Vater zuliebe im siebenten Jahr meines Lebens las. Von den Figuren, die mich später nie mehr losließen, fehlte nur Odysseus. Über jedes Buch sprach ich mit ihm, wenn ich es gelesen hatte. Manchmal war ich so aufgeregt, daß er mich beruhigen mußte. Er sagte mir aber nie nach Art der Erwachsenen, daß Märchen unwahr seien; dafür bin ich ihm besonders dankbar, vielleicht halte ich sie heute noch für wahr. Ich merkte sehr wohl, daß Robinson Crusoe anders war als Sindbad der Seefahrer, aber es fiel mir nicht ein, eine dieser Geschichten für geringer zu halten als die andere. Über Dantes Hölle allerdings hatte ich böse Träume. Als ich die Mutter zu ihm sagen hörte: »Jacques, das hättest du ihm nicht geben sollen, das ist zu früh für ihn«, fürchtete ich, er werde mir nun keine Bücher mehr bringen, und lernte es, meine Träume zu verheimlichen. Ich glaube auch - aber darüber bin ich nicht ganz sicher -, daß meine häufigen Gespräche mit den Tapetenleuten von der Mutter mit den Büchern in Zusammenhang gebracht wurden. Es war die Zeit, in der ich die Mutter am wenigsten mochte. Ich warschlau, Gefahr zu wittern, und vielleicht hätte ich die lauten Tapetengespräche nicht so willig und scheinheilig aufgegeben, wären mir die Bücher und die Gespräche mit meinem Vater darüber nicht das Allerwichtigste auf der Welt gewesen.

Er ließ sich aber durchaus nicht beirren und versuchte es nach Dante mit Wilhelm Tell. Bei dieser Gelegenheit hörte ich zum erstenmal das Wort >Freiheit<. Er sagte mir etwas darüber, das ich vergessen habe. Aber er fügte etwas über England hinzu: drum seien wir nach England gezogen, weil man hier frei sei. Ich wußte, wie sehr er England liebte, während das Herz der Mutter an Wien hing. Er bemühte sich, die Sprache richtig zu erlernen, und einmal wöchentlich kam eine Lehrerin ins Haus, die ihm Stunden gab. Ich merkte, daß er seine englischen Sätze anders sagte als das Deutsch, das ihm von Jugend auf geläufig war und das er mit der Mutter meist sprach. Ich hörte ihn

49

manchmal einzelne Sätze sagen und wiederholen. Er sprach sie langsam aus, wie etwas sehr Schönes, sie bereiteten ihm Genuß und er sagte sie wieder. Zu uns Kindern sprach er nun immer englisch, das Spanische, das bis dahin meine Sprache gewesen war, trat in den Hintergrund und ich hörte es nur noch von anderen, besonders älteren Verwandten. Meine Berichte über die Bücher, die ich las, mochte er nur englisch hören. Ich denke, daß ich durch diese passionierte Lektüre sehr rasche Fortschritte machte. Er freute sich darüber, daß ich ihm fließend erzählte. Was er aber zu sagen hatte, hatte besonderes Gewicht, denn er überlegte es wohl, um ja keine Fehler zu machen, und sprach beinahe so, als ob er mir vorlese. Ich habe eine feierliche Erinnerung an diese Stunden, es war ganz anders, als wenn er im Kinderzimmer mit uns spielte und unaufhörlich neue Späße erfand. Das letzte Buch, das ich von ihm selbst bekam, war über Napoleon. Es war vom englischen Standpunkt aus geschrieben und Napoleon erschien als böser Tyrann, der alle Länder, besonders auch England, unter seine Herrschaft bringen wollte. In diesem Buche las ich noch, als mein Vater starb. Meine Abneigung gegen Napoleon ist mir seither unerschütterlich geblieben. Ich hatte ihm davon zu erzählen begonnen, aber sehr weit war ich noch nicht. Er hatte es mir gleich nach dem Wilhelm Tell gegeben und nach dem Gespräch über Freiheit war es für ihn ein kleines Experiment. Als ich bald in großer Aufregung zu ihm über Napoleon sprach, sagte er: »Wart lieber, es ist zu früh. Du mußt erst weiter lesen. Es kommt noch ganz anders.« Ich weiß ganz sicher, daß Napoleon damals noch nicht Kaiser war. Vielleicht war es eine Prüfung, vielleicht wollte er sehen, ob ich der kaiserlichen Herrlichkeit standhalten würde. Ich las es dann nach seinem Tode fertig, ich las es, wie alle Bücher, die ich von ihm bekommen hatte, unzählige Male wieder. Von Macht hatte ich noch wenig zu spüren bekommen. Meine erste Vorstellung davon entstammte diesem Buch, und ich habe nie den Namen Napoleon hören können, ohne ihn mit dem plötzlichen Tod des Vaters in Verbindung zu bringen. Von allen Opfern Napoleons war für mich das größte und furchtbarste mein Vater.

An Sonntagen nahm er mich manchmal allein auf einen Spaziergang mit. Nicht weit von unserem Hause lief der kleine Fluß Mersey vorbei. Auf der linken Seite war er von einer rötlichen Mauer gesäumt, auf der anderen schlängelte sich ein Pfad durch eine üppige Wiese voller Blumen und hohem Gras. Er hatte mir das Wort für Wiese gesagt, es lautete >meadow<, und fragte mich bei jedem Spaziergang danach. Er empfand dieses Wort als besonders schön, es ist für mich das schönste Wort der englischen Sprache geblieben. Ein anderes Lieblingswort von ihm war >island<. Es muß für ihn eine eigene Bedeutung gehabt haben, daß England eine Insel war; vielleicht empfand er es als eine Insel der Seligen. Er erklärte es mir, auch als ich es längst schon wußte, zu meiner Verwunderung immer wieder. Auf dem letzten unserer Spaziergänge durch die Wiese am Flusse Mersey sprach er ganz anders zu mir, als ich es gewohnt war. Er fragte mich sehr eindringlich, was ich werden wolle, und ich sagte ohne zu überlegen: »Ein Doktor!« »Du wirst werden, was du gern willst«, sagte er mit einer Zärtlichkeit, die so groß war, daß wir beide stehenblieben. »Du brauchst nicht ein Kaufmann zu werden wie ich und die Onkel. Du wirst studieren und was dir am besten gefällt, wirst du werden.« Dieses Gespräch habe ich immer als seinen letzten Wunsch betrachtet. Aber ich wußte damals nicht, warum er so verändert war, als er es sagte. Erst als ich mehr über sein Leben erfuhr, begriff ich, daß er dabei an sich selber dachte. Während seiner Schulzeit in Wien war er ein leidenschaftlicher Besucher des Burgtheaters gewesen, und Schauspieler zu werden, war sein größter Wunsch. Sonnenthal war sein Abgott und es gelang ihm, jung wie er war, zu ihm vorzudringen und ihm von seinem Wunsch zu sprechen. Sonnenthal sagte ihm, er habe eine zu kleine Statur für die

Bühne, ein Schauspieler dürfe nicht so klein sein. Vom Großvater, der in jeder Äußerung seines Lebens ein Komödiant war, hatte er eine Begabung dafür geerbt, aber der Ausspruch Sonnenthals war für ihn vernichtend, und er begrub seine Träume. Er war musikalisch, hatte eine gute Stimme und über alles liebte er seine Geige. Der Großvater, der seine Kinder als unerbittlicher Patriarch regierte, steckte jeden seiner Söhne früh ins Geschäft, in jeder größeren Stadt Bulgariens sollte es eine Filiale davon geben, unter der Obhut eines seiner Söhne. Als der Vater zu viele

51

Stunden mit seiner Geige verbrachte, wurde sie ihm weggenommen, und er kam gegen seinen Willen gleich ins Geschäft. Er mochte es gar nicht, nichts interessierte ihn weniger als sein Vorteil. Aber er war viel schwächer als der Großvater und fügte sich. Er war schon 29, als es ihm endlich gelang, mit Hilfe der Mutter, aus Bulgarien zu entfliehen und sich in Manchester anzusiedeln. Da hatte er schon eine Familie mit drei Kindern, für die er sorgen mußte, so blieb er Kaufmann. Es war schon ein Sieg für ihn, daß er sich der väterlichen Tyrannei entzogen und Bulgarien verlassen hatte. Zwar war er im Bösen von ihm geschieden und trug seinen Fluch, aber er war in England frei, und entschlossen, mit seinen Söhnen anders zu verfahren.

Ich glaube nicht, daß mein Vater ein sehr belesener Mann war. Musik und Theater bedeuteten ihm mehr als Lektüre. Im Speisezimmer unten stand ein Klavier, und jeden Samstag und Sonntag, wenn der Vater nicht im Büro war, pflegten die Eltern dort zu musizieren. Er sang und die Mutter begleitete ihn am Klavier. Es waren immer deutsche Lieder, meist Schubert und Loewe. Einem Lied - es hieß >Das Grab auf der Heide< und ich weiß nicht, von wem es war - war ich ganz und gar verfallen. Wenn ich es hörte, öffnete ich die Tür des Kinderzimmers oben, schlich die Treppe hinunter und stellte mich hinter die Speisezimmertür. Ich verstand damals noch nicht Deutsch, aber das Lied war herzerreißend. Ich wurde hinter der Tür entdeckt und von da ab hatte ich das Recht, im Speisezimmer zuzuhören. Ich wurde eigens für dieses Lied von oben geholt und brauchte nicht mehr heimlich hinunter-zuschleichen. Das Lied wurde mir erklärt, wohl hatte ich schon in Bulgarien oft Deutsch gehört und heimlich, ohne es zu verstehen, für mich nachgesprochen, aber dies war das erstmal, daß man mir etwas übersetzte, die ersten Worte Deutsch, die ich erlernte, entstammen dem >Grab auf der Heide<. Es handelt von einem Deserteur, der eingefangen wird und vor den Kameraden steht, die ihn erschießen sollen. Er singt davon, was ihn zur Flucht verlockt hat, ich glaube, es war ein Lied aus seiner Heimat, das er hörte. Es endet mit den Worten: »Lebt wohl, ihr Brüder, hier die Brust!« Dann kam ein Schuß und schließlich Rosen auf dem Heidegrab. Ich wartete zitternd auf den Schluß, es war eine Aufregung, die nie veraltete. Ich wollte es immer wieder hören und quälte den

52

Vater, der es zwei-oder dreimal hintereinander für mich sang. An jedem Samstag, wenn er nach Hause kam, fragte ich ihn, noch bevor er unsere Geschenke ausgepackt hatte, ob er das >Grab auf der Heide< singen würde. Er sagte >vielleicht<, aber er war eher unentschlossen, denn meine Versessenheit auf dieses Lied begann ihn zu beunruhigen. Ich wollte es nicht glauben, daß der Deserteur wirklich tot war, ich hoffte auf eine Rettung, und wenn sie es einige Male gesungen hatten und keine Rettung kam, blieb ich vernichtet und verstört zurück. Nachts im Bett fiel er mir ein und ich grübelte über ihn nach. Ich verstand nicht, daß die Kameraden auf ihn geschossen hatten. Er hatte es doch alles so gut erklärt, ich hätte bestimmt nicht auf ihn geschossen. Sein Tod war mir unbegreiflich, er war der erste Tote, den ich betrauerte.